



PERLEN BACH

ROMAN



ANNA-MARIA CASPARI

ullstein 

Anna-Maria Caspari

PERLENBACH

ANNA-MARIA CASPARI

PERLENBACH

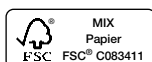
Roman

Ullstein

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Ullstein Paperback ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de

Originalausgabe im Ullstein Paperback
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Gesetzt aus der ITC Berkeley Oldstyle bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-201-4

In Erinnerung an meinen Vater



(...) Jeder geht seinem kleinen Schicksal zu. Das Leben ist Wandlung. Jedes Ich sucht ein Du. Jeder sucht seine Zukunft. Und geht mit stockendem Fuß, vorwärtsgerissen vom Willen, ohne Erklärung und ohne Gruß, in ein fernes Land.

Kurt Tucholsky, *Aus*

Teil I



1865–1879

Wie alles begann

Juni 1865

Die Fahrt in der Kutsche war aufregend. Abgesehen davon, dass es der erste große Ausflug allein mit dem Vater war, gab es für Jacob so viel zu sehen. Er war früh aufgewacht und sofort aus dem Bett gesprungen. Heute war der große Tag! Ganz zappelig vor Freude hatte er kaum sein Frühstück herunterbringen und es nicht erwarten können, in die Kutsche zu steigen. Er war noch nie aus Montjoie herausgekommen, und jetzt fuhren sie durch eine fremde Landschaft, und alles um ihn herum war neu.

Über den bewaldeten Hügeln lag noch der Morgendunst, und zwischen den weißen Schwaden stiegen vereinzelt dünne graue Rauchsäulen auf. »Das sind Köhler«, erklärte der Vater. »Sie leben im Wald, bauen Meiler aus Holz und Erde und schwelen das Holz darin zu Kohle. Das ist eine hohe Kunst, und wenn es die Köhler nicht gäbe, könnten wir keine Dampfmaschinen betreiben.«

Endlich kam das Dorf in Sicht. Kleine, geduckte Fachwerkhäuser mit Strohdächern säumten die Straße, die bis zur Kirche mit ihrem hohen, spitzen Turm anstieg. Von Weitem bot sich ein friedliches Bild. Auf der Hochfläche weideten Schafe, bewacht von einem Schäfer mit Umhang und breitkrepfigem Hut, der sich auf einen krummen Stock stützte. Weiter unten zog ein Ochsesengespann, von einem Jungen geführt, einen Pflug, hinter dem ein Mann herging.

Die Kutsche hielt vor der Toreinfahrt eines Fachwerkhäuses, das sich tief unter ein überhängendes Strohdach duckte.

Jacob kletterte, ein wenig steifbeinig nach der langen Fahrt, hinaus in den Nieselregen und blieb neben der Kutsche stehen. Obwohl es Juni war, lag ein kühler Hauch in der Luft. Der Vater hatte ihm auf der Fahrt hierher erklärt, dass es um diese Jahreszeit durchaus noch einmal richtig kalt werden konnte, und dass man diese Witterung Schafskälte nannte. »Wir fahren nach Wollseifen, um Schafwolle zu kaufen«, hatte er gesagt, »also sind um diese Zeit die Schafe meistens schon geschoren. Und wenn es dann zu kalt wird, kann es vorkommen, dass die Tiere, die nicht so kräftig sind, verenden. Aber sie müssen geschoren werden, damit sie nicht so unter der Hitze im Sommer leiden.«

Unschlüssig schaute er sich um. Ein großer Teil des Hofes wurde von einem riesigen Misthaufen beherrscht, aus dem sich eine stinkende braune Brühe ihren Weg auf die Straße bahnte. Vorsichtig trat Jacob einen Schritt zur Seite, damit er seine neuen Lederstiefel nicht schmutzig machte. Vielleicht wäre er besser heute früh in seine alten Schuhe geschlüpft.

Plötzlich kam ein Junge in seinem Alter auf ihn zu, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: »Guten Tag. Du musst Jacob sein. Ich bin Wilhelm. Komm mit. Soll ich dir den Hof und unsere Tiere zeigen?«

Jacob blickte zu seinem Vater, der noch mit dem Kutscher geredet hatte und sich gerade zum Haus wandte. Der nickte. »Da habt ihr euch ja gefunden. Geht nicht zu weit weg, Wilhelm, damit Jacob hört, wenn ich ihn rufe.«

Für Jacob waren es herrliche zwei Stunden. So lange brauchte der Vater, um mit Bauer Lintermann den Wollhandel abzuschließen. Wilhelm zeigte ihm die Ferkel, die gerade erst fünf Tage alt waren, er gab ihm ein winziges flauschiges Küken in die Hand, er ging mit ihm zur Dorfschule und zum Wolzig, dem Waschplatz, an dem seine Mutter die Wäsche wusch, und sie

aßen dicke, dunkle Süßkirschen, die eine Nachbarin ihnen gab.
»Die ersten im Jahr, Kinder«, sagte sie.

Jacob sah sich alles staunend an. Er fühlte sich glücklich und frei, und das kleine, armselige Bauerndorf kam ihm vor wie der aufregendste Ort auf der Welt. Das war ein anderes Leben als zu Hause in Montjoie, nicht so reglementiert, viel unbeschwerter, fand er. Und der Bauernjunge, Wilhelm, war so nett. Er musste unbedingt Luise davon erzählen. Dieses Erlebnis wollte er mit ihr teilen.

Das war der Anfang.

Sein Leben wurde auf den Kopf gestellt, doch das wusste Wilhelm Lintermann nicht, als er am 15. Dezember 1867, einem Sonntag, zum ersten Mal die Reise von Wollseifen nach Montjoie antrat. Es hätte den Bauernjungen, der vor ein paar Tagen neun Jahre alt geworden war – ohne es zu bemerken, da Geburtstage bei ihm zu Hause nicht weiter beachtet, geschweige denn gefeiert wurden –, allerdings auch nicht interessiert, dazu waren die Eindrücke dieser Fahrt viel zu überwältigend. Bisher war er noch nie über die Grenzen seines Heimatdorfes hinausgekommen, ja, er hatte nicht einmal gewusst, dass es einen Ort namens Montjoie gab, und noch viel weniger konnte er sich darunter etwas vorstellen. Aber er war ein aufgeweckter, wissbegieriger Junge, und schon die Fahrt in der von zwei Schimmeln gezogenen Kutsche war für ihn ein unerhörtes Abenteuer. Staunend saß er auf seinem Platz, ein wenig verlegen in Jacke und Hose, die schon seine Brüder vor ihm abgetragen hatten. Ihm waren die Sachen noch zu groß, deshalb hatte er die Hose in der Taille mit einer Kordel festgezurret, damit sie ihm nicht herunterrutschte. An den Füßen trug er Holzpantinen, Lederschuhe besaß er nicht.

Er nahm das Neue um sich herum mit allen Sinnen auf. Und alles war neu: die hügelige Landschaft, die vorüberzog und die der ungewöhnlich milde, regnerische Dezember in ein graues, trübes Licht tauchte; die fremden Dörfer, durch die sie fuhren. Die Gerüche, die ihn umgaben, kitzelten ihn in der Nase. Das

weiche Leder der Sitze in der Kutsche. Das Rasierwasser von Herrn Becker. Auf dem Hof in Wollseifen roch es anders. Und Rasierwasser benutzte dort niemand. Sogar die Geräusche kamen ihm ungewohnt vor. Das Schnauben der Pferde, das Rumpeln der Kutsche, alles klang neu in seinen Ohren. Und verheißungsvoll.

Eng in seine Ecke gedrückt, schaute Wilhelm aus dem Fenster und hing seinen Gedanken nach. Was hätte er mit Herrn Becker auch reden sollen? Zu Beginn der Fahrt hatte der Mann zu ihm gesagt: »Jacob wäre gerne mitgekommen, um dich abzuholen, aber er ist Messdiener und musste in die Kirche. Du siehst ihn dann ja, wenn wir da sind.«

Wilhelm hatte nur stumm genickt. Er würde die nächsten Monate in Montjoie im Haus des Tuchfabrikanten Carl Theodor Becker wohnen, weil er seinem Sohn Gesellschaft leisten sollte, so viel wusste er. Und wie es zustande gekommen war, dass er jetzt in der Kutsche saß und mit Herrn Becker nach Montjoie fuhr, daran erinnerte er sich noch gut.

Solange er denken konnte, kam Herr Becker jedes Jahr im Frühsommer, wenn die Schafe geschoren worden waren, nach Wollseifen, um von seinem Vater, dem ein Teil der Dorfherde von Fuchsschafen gehörte, Wolle zu kaufen. Die Schafschur war immer ein großes Ereignis. Die Schafe wurden zusammengetrieben, und da sie fast den ganzen Winter über draußen gewesen waren, waren sie so schmutzig, dass sie erst einmal im Bach gewaschen werden mussten, damit zumindest der gröbste Schmutz aus der Wolle gespült wurde. Dazu musste der Bach ein wenig angestaut werden, und alle halfen mit, um die Tiere nach und nach ins Wasser zu schicken. Danach begannen die Scherer mit der Arbeit. Wilhelm sah ihnen gerne zu. Er staunte jedes Mal darüber, wie geschickt sie die großen Scheren be-

nutzten, um den Tieren das dicke Vlies möglichst im Ganzen und unbeschädigt abzutrennen. Das erzielte einen besseren Preis. Bald schon lagen die Felle auf einem Haufen auf dem Dorfplatz. Sein ältester Bruder Ernst, der schon erwachsen war und einmal den Hof übernehmen würde, hatte ihm erzählt, dass die Wolle von ihren Schafen besonders gut für Herrn Beckers Tuchherstellung geeignet sei, weil sie sich so gut färben lasse. Wilhelm hatte nicht viel mit dieser Bemerkung anfangen können, aber als er nachgefragt hatte, hatte Ernst nur gesagt: »Frag nicht so viel. Mehr weiß ich auch nicht.« So war das immer. Kinder hatten nichts zu fragen. Und obwohl er manches gerne gewusst hätte, behielt Wilhelm deshalb meistens seine Fragen für sich.

Eines Frühjahrs war Herr Becker wie immer im Juni nach Wollseifen gekommen, aber dieses Mal hatte er seinen Sohn Jacob mitgebracht. Wilhelm hatte ihn auf dem Hof stehen sehen, einen schwächlichen Jungen mit schönen blonden Locken, fast wie ein Mädchen, etwa so alt wie er. Ein Arm war kürzer und dünner als der andere, und die Hand daran war klein und seltsam verkrümmt, wie eine Vogelklaue. Wilhelm empfand Mitleid mit ihm, wie er so allein und verloren dastand und sich ratlos umschaute, und ohne dass es ihm einer aufgetragen hätte, sprach er ihn an und führte ihn ein bisschen herum, um ihm das Dorf und die Umgebung zu zeigen. Zu Wilhelms Aufgaben auf dem elterlichen Hof gehörte es unter anderem, den Ochsen zu führen, der vor den Pflug gespannt wurde, und die beiden Schweine zu füttern oder sie zu hüten, wenn sie in die Eicheln getrieben wurden. Diese Arbeiten erklärte er Jacob, und obwohl er die Schweine für den Tag schon versorgt hatte, ließ er ihn einfach noch einmal mitmachen, auch wenn der Junge sich dabei nicht sonderlich gut anstellte und eher ein bisschen Angst vor den großen Tieren zu haben

schien. Dafür aber zeigte er sich äußerst gewandt mit dem Spielzeug, das Wilhelm in seiner freien Zeit für die kleinen Schwestern angefertigt hatte. Er baute sogar ganz alleine ein kleines Haus aus Rinde für die Püppchen aus Kastanien, Zapfen und Stöckchen. Das fand Wilhelm vor allem deshalb so erstaunlich, weil der Stadtjunge mit der verkrüppelten kleinen Hand wirklich sehr geschickt umging.

Auf jeden Fall fasste er anscheinend Zutrauen zu Wilhelm, und als ein paar Stunden später Herr Becker genug Wolle eingekauft hatte und seinen Sohn wieder mitnahm, verabschiedete sich Jacob herzlich von Wilhelm und meinte, es habe ihm sehr gut gefallen auf dem Hof in Wollseifen und er würde ihn gerne noch einmal besuchen.

Und tatsächlich war er im Jahr darauf, als Herr Becker im Juni wegen der Schafwolle nach Wollseifen kam, erneut dabei. Wieder nahm Wilhelm den Jungen überallhin mit, er zeigte ihm sogar, wie man eine Kuh melkte. Aber als Jacob es dann versuchte, wischte ihm die Kuh mit ihrem schmutzigen Schwanz nur einmal durchs Gesicht, und da hatte er keine Lust mehr. Danach hatte Wilhelm den Besuch beinahe schon wieder vergessen, als ein paar Wochen später, um Erntedank herum, Herr Becker auf einmal wieder da war, dieses Mal jedoch ohne Jacob. Allerdings wollte er keine Wolle kaufen, sondern nur mit Wilhelms Vater reden. Der Vater erwähnte das Gespräch Wilhelm gegenüber mit keinem Wort, aber von der Mutter erfuhr er, dass Herr Becker ihn, Wilhelm, wohl über die Wintermonate mitnehmen wollte nach Montjoie, in sein feines Haus, damit er seinem Sohn Jacob dort Gesellschaft leistete.

Zunächst kam Wilhelm der Gedanke, allein, ohne seine Familie so weit wegzufahren, eher unwirklich vor, aber als seine beiden großen Brüder angingen, ihn damit aufzuziehen, dass er wohl nicht mehr mit ihnen reden würde, wenn er in der Stadt

in einem so reichen Haushalt gelebt hätte, begann er, sich damit auseinanderzusetzen.

Wie mochte es sein, bei reichen Leuten zu leben? So wie bei der Familie von Hahn, die auf dem großen Gut am Dorfrand wohnte? Doch davon wusste er auch nur vom Hörensagen, schließlich war er noch nie in der Hofanlage gewesen und schon gar nicht in dem prächtigen zweigeschossigen Herrenhaus aus Stein, neben dem sein Elternhaus wie eine windschiefe, geduckte Hütte wirkte, mit ihrem Fachwerk und dem strohgedeckten Dach. Er wusste, dass letztes Jahr dort ein Sohn zur Welt gekommen war, weil im Dorf darüber geredet wurde, aber das war auch schon alles.

Und noch etwas beschäftigte ihn: Würde er es überhaupt aushalten in der Fremde, ganz allein, ohne seine Familie? Es war eng bei ihnen zu Hause, das stimmte, sechs Kinder, die Eltern, die Großmutter, die kaum noch laufen konnte, weil sie so schlimme offene Beine hatte, und der fast blinde, schwerhörige Großonkel Elias, der Onkel der Mutter, der zudem nicht mehr ganz richtig im Kopf war. Und die Mutter erwartete das nächste Kind. Wilhelm konnte sich gar nicht daran erinnern, die Mutter einmal anders als mit einem dicken Bauch gesehen zu haben. Die Familie wäre eigentlich noch viel größer gewesen, aber oft starb das neue Kind nach wenigen Tagen oder Wochen, kaum, dass es getauft worden war. So war es auch gekommen, dass zwischen ihm und den beiden kleinen Schwestern so viele Jahre lagen. Anna war drei und Mathilde gerade erst zwei Jahre alt. Sie schliefen alle zusammen in den drei Kammern neben der Küche, Wilhelm und seine beiden Brüder, Ernst und Heinrich, zusammen mit dem Großonkel; seine große Schwester Auguste mit Anna und Mathilde, die noch vor Kurzem in einem Bett hinter dem der Eltern geschlafen hatte. Aber das war jetzt für das neue Kind bestimmt. In der Küche, auf der Bank neben

dem Ofen, schlief Matthes, der Knecht, der schon bei ihnen war, solange Wilhelm denken konnte.

Aber die Enge bedeutete auch Wärme. Er hatte noch nie alleine geschlafen, und vielleicht würde es ihm ja schwerfallen, ohne die Geschwister zu sein.

Herr Becker hatte ihn auch gefragt, ob er es denn aushalten würde, an Weihnachten weit weg von seiner Familie zu sein.

»Gerade an den Weihnachtstagen ist es doch immer besonders heimelig zu Hause, wenn die Kerzen am Tannenbaum brennen, Weihnachtslieder gesungen werden und es etwas Gutes zu essen gibt.«

Wilhelm hatte nicht verstanden, was er damit meinte. Er wusste zwar von der Großmutter, dass an Weihnachten Christi Geburt gefeiert wurde, und sie gingen auch in die Christmette in der Kirche von Wollseifen, aber im Haus hatten sie keinen Tannenbaum mit Kerzen. Wo hätten sie den auch hinstellen sollen? Und er konnte sich auch nicht erinnern, dass es an Weihnachten etwas besonders Gutes zu essen gab. Warum sollte er gerade an Weihnachten das Gefühl haben, zu Hause etwas zu versäumen?

Darüber grübelte er auch jetzt nach, als er in der Kutsche saß, die sich immer weiter von Wollseifen entfernte. Doch dann richtete er seine Gedanken entschlossen auf die Zeit, die vor ihm lag. Er war es nicht gewohnt, die Entscheidungen der Erwachsenen infrage zu stellen. Es würde schon gut sein, und wer weiß, am Ende gefiel es ihm dort besser als zu Hause.

Als die Kutsche mit einem Ruck hielt, rieb sich Wilhelm erschrocken die Augen. Herr Becker lächelte ihn an und sagte: »Du bist eingeschlafen, mein Junge. Wir sind da.«

Noch ganz benommen stolperte er hinter dem Tuchfabrikanten aus der Kutsche. Sein Blick fiel auf ein graues, dreigeschos-

siges Steinhaus, das aus drei Flügeln bestand und ein bisschen so aussah wie das Herrenhaus vom Hahnenhof. In der Mitte führte ein gepflasterter Weg über eine breite Treppe mit schmiedeeisernem Geländer zur Haustür, die sich jetzt öffnete. Eine Frau trat heraus, und neben ihr tauchte Jacob auf, der ihm entgegengeliefen kam. »Da bist du ja endlich!«, rief er.

Wilhelm wich einen Schritt zurück. Kurz hatte er den Eindruck, der andere Junge wolle ihm tatsächlich um den Hals fallen, aber zum Glück blieb Jacob vor ihm stehen und streckte nur die heile Hand aus. »Komm herein, Wilhelm. Wie geht es dir? Hattest du eine gute Reise?«

Auch die Frau kam auf ihn zu, um ihn zu begrüßen. In letzter Minute fiel Wilhelm ein, dass die Mutter ihm beim Abschied eingeschärft hatte, bei der Begrüßung die Mütze zu ziehen und einen Diener zu machen. Jacobs Mutter nickte ihm zu und sagte: »Komm erst mal herein, Junge. Du hast bestimmt Hunger.« Dann wandte sie sich an ihren Mann, und Wilhelm hörte, wie sie leiser sagte: »Er hat doch wohl keine Flöhe, Carl Theodor?«

Die ersten Tage im Haus der Beckers vergingen für Wilhelm wie im Rausch. Die Welt, in der er sich hier bewegte, hatte nichts mit seinem Leben in Wollseifen zu tun. So eine Pracht hatte er noch nie erlebt. Auf den Fußböden lagen dicke Teppiche, auf die zu treten er sich kaum traute, in jedem Zimmer standen schöne, kostbare Möbel, und Bilder hingen an den Wänden. Jeder Raum, nicht nur die Küche, war warm, obwohl in manchen noch nicht einmal ein Ofen stand. Er hatte tatsächlich eine eigene kleine Kammer unter dem Dach, mit einem richtigen Bett, einem Schrank und einem Waschtisch. Wenn er sich auf den Schemel stellte und aus dem kleinen Dachfenster sah, dann fiel sein Blick auf einen kleinen Fluss, der am Ende des Gartens dahinplätscherte.

Im Schrank lag neue Kleidung für ihn: zwei Hosen, zwei Hemden, eine warme Jacke. Er traute sich gar nicht, die Sachen anzuziehen, so etwas Schönes hatte er noch nie besessen. Frau Becker legte großen Wert darauf, dass er immer sauber gewaschen und gekleidet war. Das hatte sie ihm sofort zu verstehen gegeben, nachdem sie gegessen hatten. Schon bei Tisch hatte sie ihn die ganze Zeit so prüfend angeschaut, dass er ganz verlegen geworden war, und anschließend hatte sie ihn auf Wasserschüssel und Krug in seiner Kammer hingewiesen. »Wir waschen uns hier jeden Tag, Wilhelm, und nicht nur die Hände, sondern auch Ohren und Hals«, hatte sie gesagt. »Das Wasser im Krug wird täglich erneuert. Du brauchst nicht damit zu sparen.«

Ihre Stimme war freundlich, aber er spürte die Festigkeit dahinter, und ihm war ein wenig unbehaglich. Und so wusch er sich am Abend gründlich mit Wasser und Seife und kontrollierte in dem Spiegel an seinem Waschtisch, ob der schmutzige Rand am Hals, der sich als erstaunlich hartnäckig erwiesen hatte, weg war. Am nächsten Morgen wusch er sich wieder, statt sich, wie er es von zu Hause gewohnt war, höchstens ein bisschen Wasser ins Gesicht zu spritzen, um den Schlaf aus den Augen zu wischen.

In Wollseifen hatte er davon nichts gewusst. Zu Hause gab es seines Wissens gar keinen Spiegel, jedenfalls keinen so großen wie hier, und warum sollte man sich auch morgens waschen, wenn man gleich nach dem Aufstehen in den Stall musste und von der Arbeit ja doch nur wieder schmutzig wurde? Gebadet wurde höchstens einmal in der Woche, im Wasser, das die Mutter auf dem Herd heiß machte und dann in den großen Zuber goss, der in der Küche hinter dem Vorhang aufgestellt wurde. Als Erster badete der Vater, dann die beiden großen Brüder und der Knecht, und Wilhelm und die Schwestern kamen erst ganz

zum Schluss. Die Mutter hatte Wilhelm nie baden sehen, er wusste gar nicht, ob sie in den Zuber ging, wenn alle fertig waren. Eigentlich konnte er sich das nicht vorstellen, denn bis dahin war das Wasser schon eiskalt, und ein schmutzig grauer Seifenfilm schwamm auf der Lauge.

Bei den Beckers jedoch bemühte sich Wilhelm vom ersten Tag an, alles richtig zu machen und sich anzupassen. Bei Tisch achtete er genau darauf, wie die Beckers aßen, und auch wenn er diese Art, den Tisch mit Porzellantellern, Gläsern und Besteck zu decken, von zu Hause her nicht gewohnt war, ahmte er einfach Jacob nach, der geschickt mit Messer und Gabel hantierte. Wilhelm schaute sich alles ab, und es gelang ihm auf Anhieb recht gut, zumal der jahrelange Umgang mit seinem Vater ihn gelehrt hatte, sich unauffällig zu verhalten.

Gleich am Montag begann der Schulunterricht bei Jacobs Hauslehrer, Herrn Linden. »Du brauchst keine Angst vor ihm zu haben«, hatte Jacob ihm versichert, als er besorgt nachgefragt hatte. »Er ist nicht streng. Im Gegenteil.«

Wilhelm glaubte ihm nicht, er war von der Volksschule in Wollseifen anderes gewohnt. Die Tatsache, dass er hier am Unterricht teilnehmen sollte, war ein Wermutstropfen in der Freude über das Abenteuer, das ihn erwartete. In Wollseifen ging er eher selten zur Schule. Im Sommer schon gar nicht, da brauchte der Vater ihn bei der Feldarbeit oder bei Arbeiten auf dem Hof. Ernst, der Einzige aus der Familie, von dem sich der Vater manchmal etwas sagen ließ, hatte ihm deshalb schon Vorwürfe gemacht. »Du darfst den Jungen nicht immer aus der Schule halten. Sei doch froh, dass wir endlich eine Schule hier in Wollseifen haben! Heinrich und ich mussten anfangs noch den weiten Weg nach Dreiborn gehen, und du weißt selbst, dass das im Winter oft genug nicht möglich war. Aber die Zeiten

haben sich geändert, und auch wenn es für Heinrich oder mich vielleicht nie infrage gekommen ist, so solltest du doch ein bisschen an Wilhelms Zukunft denken. Er wird den Hof nicht übernehmen können, deshalb sollte er wenigstens ordentlich Rechnen und Schreiben lernen. Das braucht er in jedem Beruf. Und außerdem gibt es die Schulpflicht!« Aber dieses Mal war ihm der Vater nur barsch über den Mund gefahren und hatte ihm gesagt, er solle sich um seinen eigenen Mist kümmern, es sei immer noch seine Sache, ob und wann seine Kinder zur Schule gingen. Außerdem sei es dem Lehrer völlig gleichgültig, ob einer mehr oder weniger von den kleinen Nichtsnutzen vor ihm sitze. »Die haben doch sowieso alle nur Unsinn im Kopf, da richtet selbst der beste Lehrer nichts aus«, hatte er hinzugefügt.

Wilhelm wusste, dass der große Bruder ihm nur hatte beistehen wollen, aber ihm war es eigentlich recht, dass er nicht so oft zur Schule gehen musste. Der Vater war schon reizbar und manchmal auch gewalttätig, vor allem, wenn er etwas getrunken hatte, doch Lehrer Schultheiß war schlimmer. Er fand immer einen Grund, um einen zu verprügeln. Es genügte schon, dass man sich zur Unzeit räusperte, und sofort zog er einem die Ohren lang oder ließ sein Stöckchen tanzen. Am schlimmsten fand Wilhelm, wenn er die Hände ausstrecken musste und das dünne, biegsame Stöckchen über seine Finger pfiß. Manchmal platzte die Haut dann auf, und die Striemen entzündeten sich bei der Arbeit im Stall oder auf dem Feld. Und während er dem Vater aus dem Weg gehen konnte, war er dem Lehrer in dem kleinen Klassenzimmer auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Doch hier in Montjoie blieb ihm nichts anderes übrig, als am Unterricht teilzunehmen, zumal es Herrn Becker sehr wichtig zu sein schien.

»Bildung legt den Grundstein für unser späteres Leben!«, hatte er zu ihm gesagt. »Man kann nie zu viel lernen, eher zu wenig.«

Der Meinung war Wilhelm zwar nicht, aber nun, wenn Herr Becker darauf bestand, musste er sich fügen.

Luise und Isabella waren schon da, als er mit feucht zur Seite gescheitelten Haaren zusammen mit Jacob das Klassenzimmer betrat. Schon am Tag zuvor war ihm das Haus ein Stückchen weiter die Straße hinauf aufgefallen. Es sah so aus, wie Wilhelm sich ein Schloss vorstellte, ein wuchtiges Steingebäude mit einem runden Turm und hohen, zum Teil bunt verglasten Fenstern.

»Da wohnen Luise und Isabella«, hatte Jacob ihm auf seine Frage hin erklärt. »Ihr Vater, Doktor Fabricius, ist Arzt. Du lernst sie spätestens am Montag kennen. Sie werden auch bei uns zu Hause von Herrn Linden unterrichtet.«

Isabella war mindestens genauso alt wie Auguste, dachte Wilhelm, als er sie sah. Damit war sein Interesse an ihr schlagartig erloschen. Eine ältere Schwester hatte er zu Hause auch. Ein Mädchen eben. Luise hingegen, die wohl so alt war wie Jacob und er, war zwar offensichtlich ebenfalls ein Mädchen, aber irgendetwas an ihr war anders. Sie lächelte ihn an, und ehe er wusste, wie ihm geschah, hatte er zurückgelächelt. In ihren großen blauen Augen funkelte es mutwillig, und auf einmal fielen alle Angst und Unsicherheit, die er noch verspürt haben mochte, weil er ganz allein in der Fremde war, von ihm ab, und in dem sicheren Gefühl, dass eine Zeit voller Wunder ihn erwartete, setzte er sich auf den Platz, den Lehrer Linden ihm zuwies.

2

Montjoie, Winter 1868

Hintereinander liefen die Kinder den schmalen, steilen Weg zwischen den Felsen hinunter zu den Wiesen am Bach. Im April waren sie übersät mit wilden Narzissen, die die Landschaft in ein einziges gelbes Blütenmeer verwandelten, aber jetzt, Anfang März, hatte der Frühling noch nicht Einzug gehalten. Der Weg war schlammig vereist und an manchen Stellen mit verharschtem Schnee bedeckt, auf dem man leicht ausrutschen konnte, wenn man nicht aufpasste.

Wie immer rannte Luise vorweg. Die Botanisiertrommel aus Blech, die Papa ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, baumelte ihr über den Rücken. Vielleicht fand sich ja heute etwas Schönes, das sie hineintun konnte. Als Papa sie ihr überreicht hatte, hatte er ihr erklärt, dass sie darin Steine, Pflanzen oder auch kleine Tiere sammeln könne, die ihr auffielen und die sie sich genauer ansehen wolle. »Wenn du zum Beispiel Blumen pressen möchtest, dann kannst du eine pflücken und in der Botanisiertrommel sicher nach Hause bringen. Oder eben auch Käfer oder vielleicht sogar einen Schmetterling, der dir gefällt.«

»Papa«, hatte sie entrüstet gesagt, »Blumen und Steine will ich gerne darin sammeln, aber kleine Tiere ganz bestimmt nicht. Die sterben doch, wenn sie in so eine Trommel kommen.«

Luise wusste genau, was sie wollte. Sie bestimmte, wo es langging, was sie machten und wann, und die beiden Jungen stellten das nicht infrage. Sie achtete nicht darauf, ob ihr schönes

Kleid nass und schmutzig wurde. In der Pelerine hatten sich kleine Äste und Moos verfangen, und der schmale Hermelinkragen war voller braungrüner Flecken. Der Saum hatte einen deutlichen Schmutzrand und hing ihr feucht und lappig um die Knöchel. Das Fräulein würde bestimmt schimpfen, wenn sie nach Hause kam, aber das war ihr egal. Diese lästigen Kleider! Am liebsten hätte sie sowieso Jungenkleidung getragen, in der man sich viel besser bewegen konnte, aber die Gouvernante hatte nur seufzend den Kopf geschüttelt, als sie sie gefragt hatte, ob sie nicht auch eine Hose anziehen könne, weil die langen Röcke und steifen Kleider für draußen einfach so unpraktisch waren. Toben konnte man damit gar nicht, sie behinderten einen nur. »Ich würde es dir nur zu gerne erlauben, Luise«, hatte sie gesagt. »Ich kann ja verstehen, dass es bequemer für dich wäre, aber du weißt doch, dass es für Mädchen nicht schicklich ist. Du würdest nur unnötiges Aufsehen erregen hier in Montjoie. Eigentlich solltest du mit deinen neun Jahren sowieso nicht mehr mit deinen Freunden durch Wald und Wiesen stromern. An dir ist wahrhaftig ein Junge verloren gegangen. Deine Schwester hat zum Glück nie ein Verlangen danach gehabt!«

Die zwei Jahre ältere Isabella war ein Muster an Sittsamkeit und Bravheit. Sie mochte alles, was mit Handarbeit zu tun hatte, vor allem modellierte sie für ihr Leben gern und konnte sich stundenlang damit beschäftigen, kleine Figürchen aus Ton zu formen und zu bemalen. Luise liebte ihre große Schwester, aber der Gedanke daran, still in der Stube zu sitzen und sich die Zeit mit solchen Tätigkeiten zu vertreiben, war ihr zuwider. Sie wollte die Umgebung erkunden, wollte forschen und entdecken, und sie wollte mit lebendigen Menschen zu tun haben, nicht mit leblosen Püppchen.

Manchmal ermahnte Papa sie, sie solle das Fräulein nicht

über Gebühr ärgern. »Ich bin froh, dass wir sie gefunden haben, Luise«, sagte er. »Großmama tut ihr Möglichstes, aber sie kann eure Mutter natürlich nicht ersetzen. Und Fräulein Friederike ist so viel angenehmer als Fräulein Henriette.« Das stimmte allerdings. Luise musste zugeben, dass er vollkommen recht hatte.

Vor Fräulein Friederike hatte nämlich Fräulein Henriette auf sie aufgepasst, aber als die Mutter gestorben war, hatte Papa sie entlassen. Zum Glück, fand Luise, denn sie war sauerköpfig und ungeheuer streng gewesen und hatte sie ständig in der Ecke stehen lassen oder ihnen Stubenarrest gegeben. Ihre Lieblingsbestrafung jedoch waren Schläge mit dem Stöckchen auf die Finger und Essensentzug gewesen. Als Papa das mitbekommen hatte, hatte er sich furchtbar aufgeregt, zumal besonders die zarte, stille Isabella unter den Methoden gelitten hatte. Deshalb hatte er ihnen eine neue Gouvernante gesucht.

Und so war Friederike von Knobloch zu ihnen gekommen. Sie war sehr hübsch, fand Luise, mit den dunkelblonden Löckchen, die sich über ihrer hohen Stirn aus der streng zurückgekämmten Frisur herausringelten, und mit ihren großen grauen Augen. Auch hatte sie eine schöne Singstimme. Oft sang sie mit ihnen, wobei sie zu allen Liedern die zweite Stimme wusste. Doch das Beste war, sie fand immer einen Grund, um mit Isabella und ihr zu lachen und zu scherzen.

»Ich stelle euch jetzt eine Frage«, sagte sie einmal unvermutet. »Welches Tier sieht dem Huhn am ähnlichsten?«

Und während Luise und ihre Schwester noch rätselten, welches Tier das wohl sein mochte, lachte sie schon und verriet ihnen die Lösung. »Der Hahn!«

»Weißt du«, sagte Papa bei einer ihrer gemeinsamen Ausfahrten zu Luise, »ich bin froh, dass Mademoiselle so lieb mit euch Mädchen umgeht. Es ist nicht leicht für sie, weit weg von

der Heimat ihren Lebensunterhalt bei uns verdienen zu müssen. Sicher hat sie oft Heimweh. Dir würde es nicht anders gehen, wenn du weit weg an einem anderen Ort wärst. «

Damit traf er mitten in Luises mitleidiges Herz. Papa hatte ja recht. Zwar ermahnte Friederike von Knobloch sie manchmal auch, aber sie tat es immer mit einem Augenzwinkern, als wäre sie selbst nicht so recht vom Sinn der vielen Verbote überzeugt. Nein, es stimmte, so übel war sie wirklich nicht, und eigentlich stand sie auf ihrer Seite. Sie brachte Luise und ihrer Schwester Französisch bei, und sie erzählte gerne von ihrem Heimatort Greifswald an der Ostsee. Das war ein richtiges Meer, in dem es sogar eine versunkene Stadt gab, ganz in der Nähe von Greifswald. »Die Stadt Vineta war reich, aber ihre Bewohner waren hartherzig und geizig«, hatte das Fräulein erzählt, »und deshalb ist die Stadt von einer Sturmflut ins Meer gerissen worden. Noch heute kann man am Ostersonntag die Glocken von Vineta läuten hören.« Das war eine spannende Geschichte, fand Luise. Ebenso spannend war, dass man am Strand der Ostsee Bernstein finden konnte. Das war fest gewordenes Baumharz, weil vor Millionen von Jahren dort ein dichter Wald gewachsen war. Das Fräulein hatte Isabella und ihr jeweils einen kleinen Anhänger aus dem goldgelben Harz geschenkt, und wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, dass ein winziges urzeitliches Insekt darin eingeschlossen war. Und dann gab es dort auch noch Hühnergötter, das war das Ulkigste von allem. So ein Hühnergott, ein grau-weißer Steinbrocken mit einem Loch, lag bei Fräulein Friederike auf dem Nachttisch, und sie hatte ihnen erklärt, dass diese Steine als Glücksbringer galten. Manchmal malte sich Luise aus, dass sie nach Greifswald fahren und all das selber erleben würde. Dann könnte sie ihren eigenen Glücksbringer finden.

Luises und Isabellas Mutter war gestorben, als Luise noch nicht einmal vier Jahre alt gewesen war. Sie konnte sich noch erinnern, dass sie sie manchmal nachmittags in ihrem Zimmer besucht hatten, aber vielleicht bildete sie sich das auch nur ein, weil Isabella ihr davon erzählt hatte.

An ihren schlechten Tagen hatte Mutter still und blass in ihrem Bett gelegen, an den guten hatte sie immerhin angekleidet im Sessel gesessen, aber auch dann, so hatte Isabella erzählt, durften sie nur vor sie treten, knicksen und vielleicht ein wenig von ihren Fortschritten im Unterricht berichten. Wenn Mama dann mit leiser, schwacher Stimme etwas darauf erwiderte, dann galt es meistens Luise, um sie zu ermahnen, nicht so laut zu reden, weil ihr davon der Kopf schmerzte.

Nicht lange darauf war sie gestorben, und seitdem lebte Großmama Fabricius bei ihnen im Haus. Sie war Witwe und in Luises Augen steinalt, aber so ganz genau wusste sie es nicht, und sie traute sich auch nicht zu fragen. Außerdem hatte sie eine lebhaftere, energische Art, und allein schon dadurch herrschte ein anderer Ton im Haus. Obwohl sie natürlich sehr beschäftigt war, weil sie dem Haushalt vorstand und sich um alles kümmern musste, hatte sie für die beiden Mädchen immer ein offenes Ohr, und vor allem über Luise hielt sie ihre schützende Hand, wenn sie sich mal wieder nicht an die Regeln und Konventionen halten wollte und über die Stränge schlug. Eine Hose zu tragen, wollte sie ihr allerdings auch nicht erlauben, damit musste sich Luise abfinden.

»Es ist so ungerecht, Großmama«, beschwerte sie sich. »Warum dürfen Mädchen sich nicht so frei bewegen wie Jungen? Und warum ist es so wichtig, wo einer herkommt? Frau Landrat Müller hat mich vorgestern auf der Straße zurechtgewiesen, weil ich Martha angesprochen und ihr einen Apfel geschenkt habe.« Empört stemmte sie die Hände in die Hüften.

»Sie hat mich richtig am Arm weggerissen und mich nach Hause geschickt, stell dir das mal vor! ›Das gehört sich nicht für ein Mädchen aus gutem Haus, du solltest dich was schämen‹, hat sie gesagt.«

Die Großmutter lächelte. »Ich weiß, Kind, sie war schon bei mir. Ich würde dir gerne raten, dir nichts von ihr gefallen zu lassen, aber am Ende schadest du damit nur deinem Papa. Manchmal ist es klüger, sich an die Regeln zu halten und die Leute gewähren zu lassen. Frau Landrat Müller weiß es eben auch nicht besser, weil sie so erzogen worden ist. Es ist nun leider einmal so. Die Menschen sind nicht alle gleich, und du wirst daran nichts ändern.«

»Ich finde doch, dass alle Menschen gleich sind«, widersprach Luise. »Aber wenn es Papa schadet, werde ich natürlich nicht mehr mit Martha reden.« Sie überlegte einen Moment. »Oder zumindest nicht, wenn Frau Landrat Müller in der Nähe ist.«

Frau Fabricius lächelte. »Man muss nicht immer alles laut aussprechen. Sag dir einfach: Was du denkst, kann dir keiner nehmen. Wie in dem Lied von Hoffmann von Fallersleben, *Die Gedanken sind frei*. Das kennst du doch, oder? Wer ist denn eigentlich Martha?«

»Sie ist Küchenmädchen bei Froitzheims. Stell dir vor, Großmama, sie muss auf dem Hängeboden über dem Abort schlafen. Sie hat kein Bett und gar nichts. Und mitten in der Nacht muss sie schon aufstehen, weil sie sonst die ganze Arbeit nicht geschafft kriegt. Sie muss nämlich aufpassen, dass der Ofen in der Küche nicht ausgeht.«

Die Großmutter seufzte. »Das Leben ist sicher nicht gerecht, Luise. Es ist sehr lieb von dir, dass du Mitleid hast, aber die Umstände lassen sich nun einmal nicht ändern. Die armen Leute müssen sich ja auch ihren Lebensunterhalt verdienen. Ich

fürchte, der Kleinen kann gar nicht geholfen werden. Und am Ende hast du ihr noch damit geschadet, dass du ein freundliches Wort an sie gerichtet hast.«

Luise riss die Augen auf. »Wieso das denn, Großmama?«

»Nun ja, wenn Frau Landrat Müller euer Zusammentreffen auch bei ihrer Herrschaft erwähnt hat, dann machen sie Martha vielleicht Vorwürfe, weil sie zurückhaltender sein und sich nicht aufdrängen soll. Das schickt sich nicht für ein Hausmädchen.«

Solche Vorkommnisse beschäftigten Luise sehr, und sie trug sie lange mit sich herum. Es war manchmal schwer, die Welt zu verstehen. Offensichtlich war sie aufgeteilt in Leute, denen es gut ging, die genug zu essen hatten und ein schönes Leben führten, und Leute, die arm waren, Hunger litten und nur Arbeit und Mühsal kannten. Es gab so viele Regeln und Vorschriften. Das schickte sich nicht für den und jenes nicht für den anderen, und oft war es einfach nur ungerecht, fand sie. Am liebsten hätte sie allen geholfen, und wenn sie erst einmal erwachsen war, nahm sie sich vor, würde sie es auch tun.

Doch heute wollte Luise daran nicht denken. Heute war sie mit ihren Freunden endlich einmal wieder draußen und auf dem Weg zum Perlenbach. Vor allem Wilhelm wollte sie den Bach unbedingt zeigen. Er sollte doch alles kennenlernen, was es an Schöнем bei ihnen gab. Und es wurde höchste Zeit, denn morgen fuhr er wieder zurück nach Hause. »Ich hätte eigentlich an Mariä Lichtmess schon wieder zurückgemusst, weil wir dann mit den Vorbereitungen für das Ackerjahr anfangen«, hatte er zu ihr gesagt. »Aber Herr Becker hat meinen Vater überredet, mich noch länger hier zu lassen, weil sich die weite Fahrt ja sonst nicht lohnt.«

Luise hatte den mageren, hoch aufgeschossenen Bauernjungen mit dem widerspenstigen dunklen Haarschopf gleich ge-

mocht, als sie ihn im Klassenzimmer bei den Beckers das erste Mal gesehen hatte. Jacob hatte ihr schon vor seiner Ankunft von ihm erzählt, und für sie stand fest, dass jemand, der so nett zu ihrem besten Freund war, auch ihr Freund werden würde. Und einen Freund wollte sie an allem teilhaben lassen, was ihr wichtig war. Und dazu gehörte der Perlenbach.

Doch dann waren sie den ganzen langen Winter über nicht dorthin gekommen, weil nach Weihnachten das Wetter auf einmal umgeschlagen war. Es wurde kalt, und wochenlang schneite es, sodass bald alles unter einer dichten weißen Decke verschwand. Luise hätte sich ja auch vom dicken Schnee nicht abhalten lassen, aber das Fräulein war unerbittlich gewesen. »Der Weg ist zu weit, und du weißt ganz genau, dass Jacob bei diesem Wetter sowieso nicht vor die Tür darf. Er ist viel zu anfällig und erkältet sich zu leicht.«

Doch jetzt waren sie endlich auf dem Weg. Der Bach war voller Perlmuscheln, die ihm seinen Namen gegeben hatten. Papa hatte ihr erklärt, dass sie dort besonders gute Lebensbedingungen vorfanden. »Im Perlenbach ist das Wasser so sauber und klar, dass es Bachforellen gibt. Und in deren Kiemen wachsen die Larven der Flussperlmuscheln heran«, hatte er ihr erklärt. »Sie sind nur staubkorngroß, und wenn sie sich nicht in kürzester Zeit in den Kiemen von Bachforellen festsetzen können, sterben sie.«

»Gibt es denn in der Rur keine Bachforellen?«, hatte Luise gefragt.

»Nein, dort können sie nicht leben, dazu ist das Wasser zu stark verschmutzt, weil die Fabriken am Ufer Farbreste und Gerbstoffe hineinfließen lassen.«

Das leuchtete Luise ein. Das Wasser der Rur, die durch Montjoie floss, war manchmal rot, bräunlich, bläulich oder auch giftig gelb, je nachdem, mit welchem Pflanzenstoff das Tuch

gefärbt wurde, das in den Fabriken hergestellt wurde. Die Mittel, die die Gerber benutzten, waren besonders scharf und verschmutzten das Wasser.

Papa wusste darüber Bescheid. Er war zwar Arzt und hatte eigentlich nichts mit Tuchherstellung zu tun, aber das schöne Haus, in dem sie wohnten, hatte ihr Urgroßvater gebaut, und er war Tuchmacher gewesen. Herr Becker, der mit seiner Familie im Haus schräg gegenüber von ihnen wohnte, hatte heute noch eine Tuchfabrik, wie so viele in Montjoie.

Luise fand es besser, dass ihr Papa Arzt war. Natürlich war es wichtig, Stoffe herzustellen, damit daraus Kleider und Wäsche genäht werden konnten, aber ein Arzt half den Menschen, gesund zu werden. Ihr Vater liebte seinen Beruf, das wusste sie, und wenn es sein musste, fuhr er sogar mitten in der Nacht zu seinen Patienten. Manchmal, wenn es sich tagsüber gerade so ergab, nahm er sie auch mit. Na ja, wenn sie ehrlich war, musste sie immer ziemlich betteln, bis er ihr erlaubte mitzufahren. Meistens musste sie dann in der Kutsche warten, bis er wiederkam, doch dann berichtete er manchmal, was er in den Häusern der Kranken erlebt hatte, und sie konnte ihm alle möglichen Fragen stellen, die er mit großer Geduld beantwortete.

Luise liebte diese gemeinsamen Ausfahrten mit ihrem Vater. Insgeheim hatte sie das Gefühl, seine Lieblingstochter zu sein, aber Isabella gegenüber sagte sie nichts davon. Sie wollte die große Schwester nicht kränken.

Der steile Weg war rutschig, und an manchen Stellen war der Boden noch gefroren. Fast wäre sie ausgeglitten. »Pass auf!«, keuchte eine Stimme hinter ihr. Sie drehte sich um.

Wilhelm war dicht hinter ihr. Er hatte die Lederstiefel, die Herr Becker ihm geschenkt hatte, ausgezogen und hielt sie hoch über den Kopf, damit kein Wasserspritzer sie berührte.

Luise wusste, dass er noch nie in seinem Leben eigene Schuhe besessen hatte, und schon gar keine aus echtem Leder. »Sie drücken und sind eng und ein bisschen unbequem«, hatte er Jacob und ihr gestanden. »Ich muss sie erst noch einlaufen. Ich bin einfach nicht daran gewöhnt, weil ich die meiste Zeit barfuß gehe.« Seine Füße waren rot und rissig, aber ihm machte die Kälte kaum etwas aus. Das behauptete er jedenfalls. Er kannte es wohl nicht anders, und deshalb spürte er sie auch nicht.

Am Wald mussten sie scharf nach rechts abbiegen. Dort, am Knick, stand ein uralter verwitterter Findling, in den, unter dem Moos kaum zu erkennen, mit groben Buchstaben *Zum Perlenbach* eingeritzt war. Erneut schaute Luise nach hinten. Sie sah, dass Wilhelm langsamer geworden war und offensichtlich versuchte, im Laufen zu entziffern, was auf dem Stein stand. Er war nicht so gut im Lesen, zumal, wenn er die Buchstaben nicht direkt vor sich hatte, um sie in Ruhe studieren zu können, das hatte sie im Unterricht bei Lehrer Linden schon gemerkt. Als der Lehrer ihnen erklärt hatte, dass Wilhelm zu Hause nur ganz selten zur Schule gehen könne, weil er so viel bei der Feldarbeit und auf dem Bauernhof helfen müsse, hatte er einen roten Kopf bekommen. Körperlich war er der Größte und Kräftigste von ihnen, aber im Lesen, Schreiben und Rechnen war er der Schwächste, und das gefiel ihm sicher nicht.

»Da steht *Zum Perlenbach*«, rief sie über die Schulter, um es ihm leichter zu machen. Dabei trat sie mit ihren feinen weichen Schnürstiefelchen mitten in eine Schlammpfütze, dass Dreck und schmutziger Schnee nur so spritzten. Kurz geriet sie ins Rutschen, fing sich aber wieder.

»Pass auf!«, rief Wilhelm wieder. »Deine Schuhe!«

Luise machte eine abfällige Handbewegung und lief einfach weiter. Doch dann blickte sie sich erneut um. »Wo bleibt denn Jacob?« Sie blieb stehen. »Komm, wir warten auf ihn.«

Jacob war wie üblich weit zurückgefallen. Er war schwächling, kleiner als Luise und zart für seine neun Jahre, und sein »armes Händchen«, wie seine Mutter immer sagte, hinderte ihn bei den meisten sportlichen Aktivitäten daran, mit Gleichaltrigen Schritt zu halten. Luise kannte die Geschichte, Jacob hatte ihr erzählt, wie es passiert war. Allerdings wusste er es auch nur von dem, was seine Mutter ihm berichtet hatte, denn erinnern konnte er sich nicht daran. Als er etwas über zwei Jahre alt gewesen war, war ihm sein Spielzeug in den Ofen gefallen, weil aus irgendeinem Grund die Klappe offen gestanden hatte, und er hatte versucht, es herauszuholen. Dabei fing sein ganzer Arm Feuer. Und bis das zu Tode erschrockene Hausmädchen, das auf ihn aufpassen sollte, die Flammen gelöscht hatte, hatte er bereits so schwere Verbrennungen erlitten, dass man schon befürchtet hatte, den rechten Arm amputieren zu müssen. Doch wider Erwarten überstand er das Unglück. Die Brandwunden verheilten, nur blieb der Arm kürzer, weil die vernarbte Haut nicht mehr mitwuchs und wohl auch der Knochen beschädigt war, und die Hand wurde zu einer kleinen Kralle mit seltsam geformten, spitzen Nägeln.

An manchen Tagen schmerzte der kleine Arm, und mit den verkrümmten Fingerchen konnte er so gut wie nichts anfangen, weil sie sich kaum bewegen ließen, aber er hatte sich damit arrangiert, und es störte ihn nicht weiter. Er machte eben das meiste mit der linken Hand und nahm die rechte nur zu Hilfe, wenn es unumgänglich nötig war. Er kam sich sogar ein bisschen besonders damit vor, seit seine Eltern ihm erzählt hatten, dass Friedrich Wilhelm, der Enkel des preußischen Königs Wilhelm I., der zudem noch genauso alt war wie Jacob, ebenfalls einen verkrüppelten Arm hatte. »Bei ihm ist es bei der Geburt passiert, und es ist der linke Arm, aber im Grunde habt ihr beide das gleiche Gebrechen«, hatte sein Vater gesagt.

Luise hatte immer das Gefühl, ihn beschützen zu müssen. Er war freundlich und sanft, und er tat alles, was sie sagte. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, wegen seiner Verkrüppelung die Spiele und Unternehmungen abzulehnen, die sie vorschlug.

Jetzt kam er keuchend angerannt. Er war völlig außer Atem. Luise lief wieder los, diesmal aber in einem gemächlicheren Trab. Vor ihnen öffnete sich der Blick auf den Bach. Die Bäume zu beiden Seiten waren knorrig und mit Moos bewachsen, das ihnen jetzt, selbst im ausgehenden Winter, einen grünen Schimmer verlieh. Wilhelm war mittlerweile neben ihr angekommen. Luise zog sich bereits Stiefel und Strümpfe aus und raffte ihr Kleid.

»Was hast du vor?«, fragte er verwirrt.

»Ich gehe in den Bach und ernte ein paar Muscheln«, sagte sie.

Wilhelm warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Und was machen wir damit?«

Jacob, der ebenfalls angekommen war, erwiderte, immer noch außer Atem: »Wenn wir Glück haben, sind Perlen darin. Deshalb heißt der Bach Perlenbach.«

Wilhelm verzog ungläubig das Gesicht. »Perlen? In Muscheln? Wer legt die denn hinein?«

»Die wachsen darin«, erklärte Jacob. »Warte mal. Luise findet bestimmt eine. Sie kennt die besten Stellen.«

Luise war bereits in das eiskalte Wasser gewatet. Mit einer Hand hielt sie ihren Rock hoch und betrachtete aufmerksam den Grund des klaren Bachs.

Jacobs Stimme wurde leiser, aber Luise hörte ihn trotzdem. »Wir dürfen eigentlich gar nicht hier sein«, sagte er. »Es ist verboten, Muscheln aus dem Perlenbach zu holen, das dürfen nur die Perlenfischer des Königs.«

Luise schaute zu ihnen herüber. »So früh im Jahr sind die

noch gar nicht hier. Denen ist es viel zu kalt. Und bisher haben wir so viele Perlen ja noch nicht gefunden. Das merkt doch niemand.« Sie watete ein Stückchen bachabwärts. »Bleib besser am Ufer«, rief sie Wilhelm zu, der ihr offenbar hinterher wollte, aber Jacob hielt ihn schon am Ärmel fest.

»Nein, lass Luise das alleine machen. Sie kennt sich aus.«

Und tatsächlich, unter den überhängenden Ästen einer Weide, die bis ins Wasser ragten, war, halb unter Steinen und Sand verborgen, eine ganze Kolonie. Luise stieß einen leisen Schrei aus. »Hier! Hier sind welche!«

Sie bückte sich, und dabei rutschte ihr das mühsam hochgehaltene Kleid aus der Hand und glitt ins Wasser. Rasch raffte sie den Stoff wieder und begann, mit der anderen Hand im Bach zu graben. Triumphierend hob sie eine Muschel hoch und hielt sie Wilhelm hin, der dicht ans Ufer getreten war und neugierig ins Wasser schaute. »Hier sind aber viele Fische!«, rief er erstaunt. »Soll ich uns einen fangen?« Er schaute sich nach Jacob um. »Den könnten wir uns braten.«

»Das ist verboten«, antwortete Luise. »Wir dürfen hier keine Fische fangen. Sie sind wichtig für die Muscheln, und der Perlenbach mit allem, was drin ist, gehört dem König.«

»Das sind Bachforellen«, erklärte Jacob ihm. »Luise will heute nur Muscheln holen.«

Aufmerksam beobachtete er seine Freundin, die immer noch den Boden musterte. »Oh, da ist noch eine!« Erneut bückte sie sich und grub eine weitere aus, die sie ebenfalls an ihn weiterreichte. Nach einem kurzen Blick auf den Grund verkündete sie: »Die anderen sind zu klein, die lasse ich drin. Mir wird's jetzt zu kalt. Wir können ja noch mal hierherkommen.«

Ihre Füße waren blau gefroren, der Kleidersaum und auch ein Ärmel waren triefend nass, als sie ans Ufer kletterte. Sie schüttelte sich und stampfte auf der Stelle. »Brrr! Das war jetzt eisig!«

Kopfschüttelnd sah sie an sich herunter. »Auweia, das gibt Ärger!« Sie wrang den Saum ihres Kleides aus und schlüpfte mit nackten Füßen rasch wieder in ihre Knopfstiefel. Die Strümpfe hielt sie zusammengeknüllt in der Hand. Dabei blickte sie auf Wilhelms rot gefrorene Füße. »Frierst du gar nicht?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Ich bin das gewohnt. Das nächste Mal gehe ich in den Bach. Du musst mir nur zeigen, worauf ich achten soll. Was machen wir jetzt mit den Muscheln?« Fragend blickte er auf die beiden ovalen, dunkelbraun-grünlich schimmernden Muscheln, die Luise ihm in die Hand gedrückt hatte. »Kann man die essen? Wir fangen am Bach immer Frösche, die Hinterbeine schmecken gebraten ganz lecker.«

»Ihr esst Frösche?« Jacob sah ihn fasziniert an.

»Nicht die ganzen Frösche. Wir reißen ihnen nur die Hinterbeine aus, und die werden gebraten.«

»Wie? Leben die Frösche dann noch?« Jacob fielen fast die Augen aus dem Kopf.

Wilhelm nickte. »Ja, klar.« Er wollte gerade zu einer ausführlichen Erklärung ansetzen, aber Luise unterbrach ihn.

»Du denkst ja wohl immer nur ans Essen! Das ist barbarisch. Spar dir deine ekligen Geschichten«, fuhr sie ihn an.

Es war Wilhelm anzusehen, dass ihm das Wort »barbarisch« nichts sagte. »Wenn ich doch Hunger habe ...«, setzte er zu einer Erklärung an, aber Luise unterbrach ihn erneut.

»Pst! Wir müssen verschwinden. Da drüben ist einer!«

Ihre Warnung kam gerade noch rechtzeitig. Auf der anderen Seite des Bachs kam ein Mann angelaufen. Schon von Weitem drohte er ihnen mit der Faust und schrie: »Ich habe euch gesehen! Was macht ihr da?«

»Nehmt die Beine in die Hand. Komm, Jacob, lauf, so schnell du kannst!«, drängte Luise.

»Ich habe es genau gesehen!«, schrie der Mann am anderen Ufer hinter ihnen her. »Ihr wollt Muscheln stehlen. Das ist verboten! Ich kriege euch schon noch.«

So schnell sie konnten, rannten die Kinder in den Wald, Luise immer voran. Wilhelm blieb ihr dicht auf den Fersen. »Was wollte der Mann?«, keuchte er. »Wer war das?«

Luise drehte sich um, antwortete ihm aber nicht. »Jacob«, rief sie leise. »Beeil dich, wir sind gleich da.«

Jacob war so außer Atem, dass er nur noch nicken konnte, aber er behielt tapfer den Anschluss, als Luise scharf nach rechts abbog. Der von Wurzeln durchzogene, steil ansteigende Trampelpfad endete vor einer hohen, scheinbar undurchdringlichen Buchenhecke. Luise schob ein paar überhängende Zweige zur Seite, und dann standen sie plötzlich auf einem kleinen freien Platz, den das braune trockene Laub der Buchen wie eine leise raschelnde Wand umgab. Die Stämme standen so eng beieinander, dass man nur ganz hoch oben ein kleines Stückchen Himmel sah. Hier im Schutz der hohen Hecke war es auf einmal viel wärmer.

Wilhelm blickte sich erstaunt um. »Was ist das hier?«, fragte er.

»Unser Versteck. Hier findet uns keiner. Gib mir die Muscheln!« Luise hatte den Durchgang zwischen den Stämmen ganz zufällig auf einem ihrer Streifzüge entdeckt und spontan beschlossen, dass dieser Ort ab jetzt ihr geheimer Unterschlupf werden sollte. Sie streckte Wilhelm die Hand hin, und er reichte ihr bereitwillig die Muscheln, die er fest umklammert gehalten hatte. Geschickt öffnete sie die Schalen und betrachtete ihren Fang zufrieden. »Habe ich's mir doch gedacht. Und gar nicht mal so klein.«

Sie zeigte den Jungen die geöffneten Hälften. In jeder lag neben dem gallertartigen Muschelfleisch eine schimmernde

Perle. Eine war hell wie Perlmutter, die andere ein wenig dunkler und grauer.

Jetzt fiel Jacob der Mann wieder ein. »Du hast doch gesagt, bei dem Wetter kommt sowieso keiner!« Ängstlich blickte er Luise an. »Was machen wir, wenn der Mann zu uns nach Hause kommt?«

Luise schüttelte den Kopf. »Der hat uns doch gar nicht erkannt«, beruhigte sie den Freund. »Er war viel zu weit weg. Und hier findet er uns auch nicht. Außerdem war er ja auf der anderen Seite vom Bach. Hier ist weit und breit kein Steg. Und ins Wasser geht er bei der Kälte sicher nicht.«

»Wer war das denn?«, wollte Wilhelm wissen.

»Ach, das war der Forstaufseher. Der passt auf die Muscheln auf. Aber der kann uns nichts anhaben.« Luise machte sich keine Sorgen. Sie ließ sich auf einen Baumstumpf nieder und zog sich erneut die Schuhe aus. Mit festen Handbewegungen massierte sie ihre nassen Füße.

Wilhelm stand immer noch mitten auf dem kleinen Platz. Schließlich seufzte er und sagte: »Am liebsten möchte ich für immer hierbleiben.«

Jacob, der sich vornübergebeugt hatte, die Hände in die Seiten gestemmt, um wieder zu Atem zu kommen, richtete sich auf und sah ihn an: »Ja, das wäre schön. Dann könnten wir jeden Tag zusammen sein. Aber hättest du dann kein Heimweh?«, fragte er besorgt.

Wilhelm schüttelte den Kopf. »Ich finde es hier schöner. Den Hof kann ich ja sowieso nicht übernehmen, den bekommt Ernst, und hier könnte ich in eurer Tuchfabrik arbeiten. Das würde mir Spaß machen.« Er sah Luise und Jacob fragend an. »Ihr werdet doch auch hierbleiben. Dann könnten wir immer zusammen sein. Was wollt ihr denn mal werden?«

Jacob zuckte mit den Schultern. »Weiß ich nicht. Ich über-